Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche,
Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 626. **Mittwoch** den 9. December 1896. **90. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 9. December.

Nicht nur gerichtliche, sondern auch parlamentarische Nachspiele wird der **Proceß Leckert-Lützow** haben. Mehrere Blätter kündigen bereits Interpellationen im preußischen Abgeordnetenhause an und da hinter diesen Blättern preußische Abgeordnete stehen, so wird man mit Bestimmtheit in dieser Körperschaft einer Debatte über das leider überreiche Thema entgegensehen können. Auffallender Weise ist die „Kreuzzeitung" von dieser Aussicht unangenehm berührt, obgleich es auf der Hand liegt, daß auf die Frage, wie der Criminalcommissar v. Tausch zu einer so unheimlichen Machtvollkommenheit gelangen konnte, eine erschöpfende Antwort nur im preußischen Abgeordnetenhause provocirt und ertheilt werden kann. Mit vollem Rechte schreibt heute die „National-Zeitung":

„Wir haben schon gesagt, daß in der Berliner Polizei, nicht bloß in der politischen, wie die berechtigten Klagen über die Criminalpolizei beweisen, mit einem eisernen Besen ausgefegt werden muß. Dazu war der durch die Gunst des Ministers von Puttkamer Polizeipräsident von Berlin gewordene Herr von Richthofen nicht der Mann; und der von dem Minister von Köller berufene gegenwärtige Polizeipräsident hat jedenfalls noch keine Anstalten dazu getroffen. In einer amtlichen Veröffentlichung des Polizeipräsidiums über dessen Organisation heißt es über die politische Polizei, „daß gerade dieser Zweig der Polizeiverwaltung der vollen Kenntnißnahme und persönlichen Einwirkung des Chefs unterliegen muß, und deshalb die Angelegenheiten der politischen Polizei von jeher außerhalb der Abtheilungen des Polizeipräsidii unter der besonderen persönlichen Leitung des Präsidenten bearbeitet wurden". Seit den Attentaten von 1878 sei die bis dahin schwach besetzte politische Polizei erheblich verstärkt und in einer besonderen Abtheilung organisirt worden, welche unter der persönlichen Leitung des Präsidenten stehe, während die Leitung der Einzelheiten einem Regierungsrathe als Vorsitzenden übertragen sei. Nach den Enthüllungen der letzten Tage muß man annehmen, daß weder die Leitung durch den Präsidenten, noch die durch den Abtheilungsdirigenten ernstlich in Betracht kam; wenigstens Tausch hat sich ihr offenbar entzogen. Der Minister des Innern ist vor dem Landtag und dem Lande verantwortlich dafür, daß Derartiges sich nicht wiederholen darf. Sollten, was wir nicht für ausgeschlossen halten, die Uebergriffe Tausch's darauf zurückzuführen sein, daß er durch seine Verwendung zu Ermittelungen in gewissen hohen Kreisen allzu viel wußte und deshalb ein verbrieftes Recht auf Schonung zu haben glaubte, so wird es darauf ankommen, derartige Zustände sich nicht von Neuem entwickeln zu lassen."

Das ist, wie gesagt, durchaus zutreffend. In dem wegen Meineids bevorstehenden Processe gegen Tausch wird schwerlich auf die Abhängigkeit oder Unabhängigkeit des Angeklagten von seinen Vorgesetzten näher eingegangen werden, und wenn dies auch geschehen sollte, so kann sich aus dem hierdurch auf das thatsächliche Verhältniß des Ministers des Innern zu den Organen der Berliner Polizei fallenden Lichte nur aufs Neue die dringende Nothwendigkeit einer Aenderung dieses Verhältnisses, nicht aber die Richtung dieser Veränderung und noch weniger die Ursache des Mißverhältnisses ergeben. Und über Beides volle Klarheit zu schaffen, ist Pflicht des preußischen Abgeordnetenhauses, das diese Pflicht verabsäumen würde, wenn es die Berathung des Etats des Ministeriums des Innern vorübergehen ließe, ohne Aufschluß über die Gründe der bisherigen Ohnmacht des Ressortchefs gegenüber einem Manne wie Tausch und über die in Aussicht genommenen Reformmaßregeln zu verlangen. Von der gegebenen Aufklärung wird es vielleicht abhängen, ob auch der Reichstag sich Aufklärung darüber erbittet, wie es möglich war, daß der Staatssecretair des Auswärtigen Amtes an die Oeffentlichkeit sich wenden mußte, um zu erreichen, was er mit Hilfe des preußischen Ministeriums des Innern zu erreichen nicht vermochte.

Eine „möglichst energische Kundgebung des Reichstages gegen die **übertriebenen Flottenpläne** überhaupt" ist das neueste, allerdings etwas lang gerathene Schlagwort, hinter welchem nun die Centrumsfraction des Reichstags zur Rechtfertigung des neuesten Curses in der klerikalen Marinepolitik Deckung sucht. In der Erkenntniß, daß eine solche, lediglich von der Präsidialmehrheit herbeigeführte „Kundgebung" keinen Eindruck machen kann, wird offen zugegeben, daß vor Allem „Einmüthigkeit" des Reichstags dazu gehört. Um aber das berechtigte Mißtrauen der nationalgesinnten Kreise gegen periodisch wiederkehrende klerikale Einmüthigkeitsbedürfnisse zu heben, wird weiter versprochen, daß der Reichstag diese Demonstration in eine durchaus besonnene und ruhige Form zu kleiden wisse. Versprechen indeß, deren Einlösung nicht verbürgt werden kann, locken nicht und so wird die an Erfahrungen aus den jüngsten Tagen gemahnende düstere Prophezeiung hinzugefügt: man höre schon wieder von Auflösung des Reichstags munkeln, ohne recht erkennen zu können, woher dies Gemunkel stamme, ob von ängstlichen Seelen oder von politischen Zwischenträgern. So zu lesen in der „Köln. Volksztg.", welcher der Abg. Bachem nahe steht. Wir können das „Gemunkel" bestätigen; es ist thatsächlich während der Etatsberathung im Reichstage umgegangen. Zurückverfolgen ließ es sich sogar bis in die allernächste Nähe des Herrn Abg. Bachem, nur klang es nicht wie das scheue Geflüster einer „ängstlichen Seele", sondern wie der Brustton klerikalen Mannesmuthes, wie wenn man nichts inbrünstiger ersehnte, als eine Auflösung des Reichstags auf die Forderungen des Marine-Etats hin. Mit einer Parole gegen „uferlose Flottenpläne" würde man mit dem ganzen Heerbann wieder in den Reichstag zurückkehren. Um die eigenthümliche Rolle, welche diesmal das Centrum spielt, etwas heller zu beleuchten, ist nichts weiter nöthig, als die Forderungen des Marineetats vom verflossenen Jahre, welche der beredte Mund des Herrn Dr. Lieber acceptabel machte, mit den Forderungen des vorliegenden Etats zu vergleichen, welche das Centrum als „übertriebene Flottenpläne" in einer „Demonstration" abgewiesen sehen will. Neugefordert wurde im verflossenen Jahre ein Ersatzbau für das Panzerschiff I. Cl. „Ersatz Friedrich der Große". Der Ersatzbau wurde bewilligt. Herr Lieber that das entscheidende Wort: Mit der Unterstützung einer planmäßigen, schrittweisen Erneuerung und Ergänzung unserer Flotte grabe man den uferlosen Plänen am wirksamsten das Wasser ab. Diesmal ist die Neuforderung an Panzerschiffen I. Cl. genau so groß wie im verflossenen Jahre. Es handelt sich ebenfalls nur um einen Ersatzbau, also um „schrittweise Erneuerung und Ergänzung", um den „Ersatz König Wilhelm I", für den als erste Rate 1 Million Mark gefordert sind. Er gehört zu den drei großen Panzerschiffen älteren Datums, welche seit 1892 mit einem Kostenaufwand von 5 Millionen Mark gründlich umgebaut und reparirt worden sind. Der völlige Ersatz, so wurde im verflossenen Jahre angenommen, könne nun noch etwas warten. Mag also diese Forderung in Rücksicht auf die Gesammtfinanzlage noch zurückgestellt werden, so fällt damit nur 1 Million Mark. Das vermindert weder die Gesammtsumme der diesmaligen Schiffsbauforderung erheblich, noch rechtfertigt diese Forderung die gewünschte Centrumsdemonstration. Zum mindesten müßte in dieser eine Verurtheilung der Marinepolitik des Centrums vom verflossenen Jahre eingeschlossen werden. Genau dasselbe ergiebt sich bezüglich der Kreuzerflotte. Die im verflossenen Jahre, wie oben angeführt, vom Centrum gebilligten Neuforderungen betrugen drei Kreuzer, zwei 2. Classe und einer 4. Classe. Diesmal sind es nur zwei Kreuzer 2. Classe und ein Aviso. Woher soll man nun, wenn man dieses Jahr mit dem früheren vergleicht, die Begründung nehmen, um mit dem Centrum, weil ihm jetzt der Sinn danach steht, eine mit seiner eigenen vorjährigen, damals allerdings sachlich geleiteten Politik in Widerspruch stehende Demonstration zu machen? Mag die Budgetcommission die Raten für die bereits bewilligten Kreuzer vielleicht niedriger bemessen, als sie im Etat angesetzt sind, und ehe dies geschieht, versuchen, sachlich und angemessen die technischen und finanziellen Erwägungen der Regierung zu widerlegen. Daran wird sich gewiß Jeder gern betheiligen. Für sein oben angekündigtes „Haberfeldtreiben" dagegen muß sich der Klerikalismus schon an seine guten Freunde von der Socialdemokratie und der freisinnigen und süddeutschen Volkspartei halten.

Die **Russen am Rothen Meer!** Wenn die Meldung, daß Rußland von Menelik einen Hafen und Landstrich an der Straße von Bab-el-Mandeb erworben hat, sich bestätigt, und ein Dementi ist bis jetzt nicht erfolgt, so sieht man sich einer neuen bedeutsamen Etappe in der Entwickelung der Orientfrage gegenüber. Dabei ist es außerordentlich beachtenswerth, daß Rußland sich gerade jenes Gebiet ausgewählt hat, das unmittelbar an die französische Colonie Obok stößt, ein Fingerzeig dafür, daß beide Staaten Ernst machen, in der Orientpolitik gemeinsam vorzugehen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die russisch-französische Politik dahin geht, sich in und um Abessinien festzusetzen und sich hier ein Gegengewicht gegen die Macht Englands in Egypten und im Sudan zu schaffen. Für Frankreich, das jetzt im Begriffe steht, mit Menelik einen Handelsvertrag zu schließen, wäre eine feste Position in Abessinien unverkennbar ein nahezu unschätzbarer Vortheil, da es dann gegen Englands Stellung in Egypten nicht nur Worte, sondern reale Machtfactoren zur Verfügung hätte. Rußland seinerseits ist nicht allein insofern betheiligt, als es überall Stützpuncte gegen den „Todfeind England" sucht, sondern speciell auch dadurch, daß es an geeigneten Puncten Kohlenstationen zu erwerben trachtet, die seinen Schiffen im Falle ernster Verwickelungen in Ostasien eine möglichst schnelle und sichere Fahrt dahin ermöglichen; solche Kohlenstationen würden Rußland die enormen Kosten für den Bau solcher Kriegsschiffe, die ganz außerordentliche Kohlenvorräthe zu fassen im Stande sind, ersparen oder verringern. Zugleich bedeutet der Ankauf jenes Landstriches am Eingang ins Rothe Meer den Beginn zu einer Beherrschung des Suezcanals und zur Sicherung des Seeweges nach Indien durch Rußland und Frankreich. Es ist natürlich, daß England auf diese Bemühungen der beiden Mächte mit wachsender Nervosität blickt und die „Times" haben den Italienern bereits den Rath gegeben, nur Massaua für sich zu behalten, im Uebrigen Erythräa an Egypten abzutreten. Dies hat aber die sehr unerwartete Folge gehabt, daß die zuweilen officiöser Beziehungen sich erfreuende „Italie" über den Werth der englischen Freundschaft für Italien einen sehr mißmuthigen Artikel gebracht und der leider sehr verspäteten Ansicht Ausdruck gegeben hat, England benutze Italien nur als einen Stein auf seinem Schachbrett, ohne ihm irgendwie durch Gegenleistungen zu nützen. So zeigt es sich bereits jetzt, wo die Räumung Erythräas erst nur als Plan besteht, daß sie, wie wir voraussagten, zu bedeutsamen Verwickelungen und Verschiebungen führen dürfte, die jedenfalls nicht geeignet sein würden, Italiens Ansehen zu erhöhen.

Die Botschaft, welche Präsident Cleveland an den Congreß der **nordamerikanischen Union** gerichtet hat, war meist der Erörterung ausländischer Fragen gewidmet. Cleveland bleibt kaum mehr drei Monate im Amte und wird dann durch Mac Kinley abgelöst; seine Botschaft hat daher für die Behandlung der auswärtigen Fragen durch die Regierung der Vereinigten Staaten einen zeitlich sehr beschränkten Werth. Nichtsdestoweniger verdient jene Stelle der Botschaft, die auf das Verhältniß der Union zu Cuba und Spanien Bezug hat, volle Beachtung. Man erfährt daraus, daß der Vermittlungsvorschlag der Vereinigten Staaten, der seiner Zeit in den Madrider Cortes so viel Entrüstung erregte, die Gewährung einer Autonomie für Cuba zum Zwecke hatte, und daß die Regierung der Union sich bereit erklärt hatte, die Garantie für die Ausführung der spanischen Versprechungen gegenüber den Cubanern zu übernehmen. Der neueste Staatsact Cleveland's enthält indeß noch eine Andeutung, die in Madrid wohl kaum mißverstanden werden und sehr unangenehm berühren dürfte. Es könnte sich, sagte Cleveland, eine Sachlage herausbilden, „daß die Verpflichtungen der Vereinigten Staaten gegenüber der Souveränetät Spaniens durch größere Verpflichtungen aufgehoben werden könnten, welche man unmöglich ignoriren könne". Cleveland hat mit diesen Worten offenbar andeuten wollen, daß selbst unter seiner Regierung noch Verhältnisse eintreten könnten, welche es den Vereinigten Staaten unmöglich machen würden, in der bisher bewahrten Neutralität zu verharren. Es ist dies eine ernste Mahnung an die Regierung des Herrn Canovas, die Pacification der Insel zu beschleunigen. Diese Mahnung ist um so ernster, als der Nachfolger Cleveland's, der neu gewählte Präsident der Vereinigten Staaten Mac Kinley, der am 3. März seine Functionen antritt, als ein fanatischer Anhänger der Monroe-Doctrin bekannt ist. Aussicht auf Niederwerfung der cubanischen Erhebung ist indeß auch heute noch nicht vorhanden. Die kleinen Schlappen, welche die Spanier den Aufständischen alle Wochen ein- oder zweimal beibringen, haben absolut keine Bedeutung, da es General Weyler nie glückt, die Insurgenten zu einer entscheidenden Schlacht zu zwingen. Dieser Zustand scheint in Permanenz bleiben zu sollen, und das Ende kann aller Voraussicht nach nur das Eingehen Spaniens auf den Vorschlag Cleveland's sein. Vorläufig sitzt man in Spanien, stolz wie immer, noch auf dem hohen Pferd, wie die Aufnahme der Cleveland'schen Botschaft in Madrid zeigt. Man meldet uns heute telegraphisch von dort:

Die Botschaft des Präsidenten Cleveland rief hier Erregung hervor. Die Blätter meinen, eine Intervention der Vereinigten Staaten in der cubanischen Angelegenheit sei für Spanien erniedrigend und eine Herausforderung nicht nur für Spanien, sondern für das gesammte Europa. Dem Vernehmen nach wird das Ministerium heute zur Berathung der Botschaft zusammentreten. „La Correspondenzia Militar" erklärt, Spanien würde mehr als genügende Streit-

Feuilleton.

Das goldene Herz.

Novelle von C. Fahrow.

6] Nachdruck verboten.

Jambo erkundigte sich theilnehmend nach dieser Dummheit, die der hübschen Lina so viel Unannehmlichkeiten verursache.

„Ach, davon werden Sie ja doch nichts verstehen, lieber Jambo; aber ich kanns Ihnen ja ruhig erzählen. — Sie, Minna, gehen Sie man immer runter zu Ihrem Grenadier, der lauert ja doch schon wieder an der Ecke." Dies Letztere galt der Köchin, die schläfrig wie gewöhnlich am Tisch saß und vor sich hindröselte. Soldaten durften ein für allemal nicht in die Küche kommen, — Schöschi hatte keine Neigung fürs Militair.

Minna erhob sich seufzend, als sei ihr eine schwere Arbeit zugemuthet worden, nahm ein buntes Kopftuch um, und verschwand unter Mitnahme einer Wurst, die schon bereit gelegen hatte.

„So, — nun kommen Sie, Jambo. Hier haben Sie ein bischen Fricassée, gewärmt von Mittag."

Sie setzte sich ihm gegenüber und begann zu erzählen:

Am letzten Sonnabend sei ihr Fräulein ganz außer sich von einem Spaziergang nach Haus gekommen. Sie haben einen früheren Verehrer getroffen, der mit seiner Schwester spazieren geritten sei, erzählte sie an dem Abend Herrn San Pandez — ich hatte im Nebenzimmer zu thun und konnte jedes Wort hören — und der Herr habe sie nicht gegrüßt! — Das war erst der Anfang. Derselbe Herr hatte sie schon früher einmal furchtbar gekränkt, indem er sich geweigert hatte, mit ihr in den Circus zu gehen, nur weil er wußte, daß an demselben Abend seine Frau Schwester mit ihrem Mann dort sein würde. — Na, um nun dem Faß den Boden auszustoßen, muß es auch noch das Unglück wollen, daß mein Fräulein den Tag drauf diesen Herrn zu Fuß trifft, wie sie früh im Thiergarten spazieren geht. — Wie sie nun mal ist, geht sie auf ihn zu, „stellt" ihn geradezu und fragt, warum er sie gestern nicht gegrüßt hat; ob er in Gegenwart seiner Schwester Schauspielerinnen nicht grüßte?"

„Nicht jede", sagt er, lüftet höflich den Hut und geht einfach weiter.

Sie war so wüthend, daß sie buchstäblich die Sprache verlor und halb ohnmächtig, machte, daß sie nach Hause kam. — Diese letzte Geschichte erzählte sie natürlich nicht Herrn San Pandez — ich hörte, wie sie's einer alten Freundin vom Theater erzählte.

Na, Jambo, Sie machen ja so'n schnurriges Gesicht — Sie haben wohl den ganzen Witz nicht verstanden?

„Jambo verstehen ganz gut", sagte der Schwarze, der mittlerweile sein Fricassée vertilgt hatte. „Aber wie heißen der böse Herr?"

„Das geht Sie doch nichts an, Jambo!"

„Doch, doch, Jambo gern hören deutsche Namen."

„So? Nun denn, er hieß Herr von Geyern, wenn Sie's durchaus wissen wollen."

Jambo warf den Kopf in den Nacken und stieß ein so herzhaftes, gurgelndes Lachen aus, daß Lina mitlachen mußte.

„Was haben Sie denn?" rief sie. „Warum lachen Sie denn?"

„Jambo kennen den Lord sehr gut — Jambo nicht kann leiden Lord Geyern — no!"

Lina hätte sehr gern erfahren, womit sich der blonde Herr Jambo's Mißfallen zugezogen hatte, allein jetzt eben kam die schläfrige Minna wieder herauf, und ihr interessanter Gast empfahl sich mit dem Versprechen, am Weihnachtsabend wiederzukommen.

* * *

Der heilige Abend sollte naturgemäß in der Familie Schmock, wo Kinder auf die Wunder des Abends harrten, besonders festlich gefeiert werden. Fella erwartete ihre Freundin Bater, ihren Bruder und Mira dazu — „dann habe ich Alles, was ich auf der Welt liebe, beisammen", sagte sie.

Ihr Haushalt war nicht so glänzend wie der Mira's, denn wenn auch der alte Herr von Geyern Fella neben ihrem Commißvermögen eine anständige Jahresrente ausgesetzt hatte, so besaß dafür der Rittmeister fast gar nichts.

Vergnügtere Menschen als dieses Ehepaar konnte man indessen suchen; selbst wenn sie sich einmal gezankt hatten, endete der Zwist mit einem fröhlichen Gelächter, weil Beide fanden, daß der Anlaß zu dem jeweiligen Scharmützel doch gar zu unerheblich sei, um sich darüber aufzuregen. — Fella war eine ungemein lebhafte, aber keine streitsüchtige Frau; deshalb fehlte hier das Grundübel so vieler anderer Ehen — der Oppositionsgeist. Fella hatte bei manchen ihrer verheiratheten Freundinnen constatirt, daß der Unfrieden im Hause nicht aus einer eigentlichen Charakter- oder Gedankenverschiedenheit der beiden Gatten entsprang, sondern aus der Gereiztheit, die jeder immer dem Andern gegenüber steigerte, so daß es sich zuletzt nicht mehr um die Sache, sondern nur noch um den Ruhm handelte, den Gegner recht absichtlich zu — verwunden.

Fella war nicht ohne Kampf zu ihrem heiteren Gleichmuth gelangt; denn ganz logisch hatte sie sich gefragt, weshalb denn immer nur sie der nachgebende Theil sein müsse, weshalb denn nicht der unverbesserliche Widerspruchsgeist des Mannes gedämpft werden solle. Denn die alttestamentarischen Ideen von der Unterwürfigkeit des Weibes, die den modernen Herren der Schöpfung heut noch gerade so bequem und angenehm erscheinen wie vor zweitausend Jahren den Patriarchen — die ließ Fella nicht gelten, im Gegentheil goß sie all ihren Spott und Witz darüber aus. — Aber ihr eigenes Herz hatte ihr dictirt, dem Frieden im Hause ihre Logik aufzuopfern; „der Klügere giebt nach", sagte sie sich; und so war nach ein oder zwei Jahren der innerlichen Arbeit eine harmonische Ehe entstanden, in welcher die schönen Gemüthseigenschaften der Beiden zur vollsten Blüthe gediehen.

Heut war Fella in ungewohnter Aufregung. Sie hatte für Detlev und Mira kleine Ueberraschungen auf einem Tischchen aufgebaut und unter dem großen Tannenbaum einen poetischen Sitz für ihre Freundin zurechtgemacht, als eine Art Gelegenheitsmacherin dabei hoffend, daß sich heut Abend die beiden, deren Herzen seit einigen Wochen so offensichtlich einander entgegenschlugen, „erklären" würden.

„Du, Hans", sagte sie, indem sie einen letzten prüfenden Blick über das Ganze warf, „glaubst Du, daß sie sich heut verloben?"

„Na!" meinte der Rittmeister ebenfalls mit einem kritischen Blick auf den Sitz unter der Tanne, „bequem genug hast Dus ihnen ja gemacht. Du eignest Dich eigentlich vorzüglich für ein Heirathsbureau".

„Nicht wahr?" sagte sie. „Das ist auch mein Stolz. Ihr Bären von Männern habt ja keine Ahnung, wieviel Feinheiten dazu gehören, zwei passende Menschen zusammen zu bringen."

„Bei den unpassenden geht's wohl leichter?"

„Nein, — die pflegen schon ganz allein zu einander zu kommen."

„Weißt Du, liebes Würmchen (der Rittmeister nannte seine Frau gewöhnlich mit diesem Kosenamen), ich an Deiner Stelle würde doch lieber die Hände davon lassen. Die Geschichte ist doch ein verdammtes Risico."

„Wieso?" rief Fella halb empört. „Ich schleppe sie doch nicht gleich vors Standesamt. Es sind doch keine Marionetten. Wenn sie nicht wollen, können sie's ja bleiben lassen! Aber sie wollen."

„Ih! das kann der Deibel wissen", sagte der vorsichtige Rittmeister. „Bei Euch Frauensleuten ist man ja nie sicher, ob Ihr heut noch so denkt wie gestern, und ob morgen nicht blau ist, was Ihr heute roth fandet."

„Ja ja, — Du hast Recht, wir sind sammt und sonders Wetterfahnen! — Jetzt, lieber Hans, scheer dich mal hier raus, hier sind noch andere Geheimnisse zu enthüllen."

Der Rittmeister klirrte hinaus und ging geradenwegs in die Kinderstube. Seine beiden blondmähnigen Töchterchen sprangen ihm entgegen.

„Paps, geht es nu bald los? Wird nicht bald angezündet, Paps?"

Schmock setzte sich und nahm auf jedes Knie eines von den Mädelchen.

„Ihr denkt doch nicht etwa, daß Ihr heute was kriegt?"

„Na und ob!" klang es im Duett.

„Ja, da seid Ihr eben schief gewickelt. Heute bekomme ich nur allein was bescheert."

„Nee Paps", sagte die fünfjährige Hetta als echte Berlinerin, „da schneidst Du Dich doch gründlich."

„Du kriegst blos einen Lampenteller", verkündete die jüngere Elly.

„Aber Elly, verrathe doch nicht Alles gleich", schalt Hetta; dann flüsterte sie vertraulich in sein Ohr: „den Lampenteller hat Elly gestickt, aber Du bekommst ihn gar nicht."

„Nanu? Ich brauche ja gerade einen auf meinen Schreibtisch. Aber was denkt Ihr denn nun eigentlich, was Ihr etwa bekommt?"

„Puppen!" schrien Beide.

„Ih bewahre! Keine einzige Puppe! — Na, und was denn noch?"

„Ein Kleidchen", sagte Elly.

„Weiter."

„Noch ein Kleidchen", rief Hetta.

„Aha! Daran erkenn' ich meine Pappenheimer! Putz und Tand will die Gesellschaft haben."

„Papa", sagte Hetta nachdenklich, „was sind denn Pappenheimer?"

Der Rittmeister kraute sich in den Haaren; er konnte ihnen

SLUB
Wir führen Wissen.